

Kultur als Propaganda

»Europa wird kulturell sein oder es wird nicht sein«

Jörg Huber

September 2008

Um Kürzungen im Kulturetats zu verhindern, haben Freiburger Kulturinstitutionen 2007 eine Initiative ins Leben gerufen und sehr beziehungsreich »Kultur Macht Reich«¹ genannt. Besonders das Freiburger Stadttheater versucht durch penetrante öffentlichkeitswirksame Aktionen und Veranstaltungen zu politischen und sozialen Fragen eine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die ihm durch seine Aufführungen so offenbar nicht mehr zu Teil wird. Das Theatergebäude wird weithin sichtbar mit wechselnden Parolen behängt, die sich am besten vom Platz der alten Synagoge aus lesen lassen.

Das Motto »kultur.macht.europa« des »vierten kulturpolitischen Bundeskongress« im Sommer 2007 wurde als Vorbild für das dröhnende Banner »Kultur Macht Europa« verwendet. Solche Slogans werden nicht erklärt, Distanzierungen von bedrohlich wirkenden Assoziationen nicht für nötig befunden. Man scheint von ihnen nicht genug bekommen zu können: »Europa wird kulturell sein oder es wird nicht sein.« Die Texter dieses existenzialistischen Gedonners an der Fassade des Freiburger Theaters werden an den Beitrag der Provinzbühne zur Vielfalt europäischer Kultur gedacht haben und vielleicht an Hamlet. Dass das Original nicht nur im Sound, sondern bis in die apokalyptische Formulierung hinein auf die Sentenz eines berufenen Kenners und Vollstreckers des Dreiklangs von Kultur, Macht und Reich zurückgeht, »Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein.«², könnten die Freiburger Theatermacher gehaut haben – erschreckt hat es sie freilich nicht.

Die Badischen Kulturschaffenden sind kein Einzelfall, und nicht nur Deutschland rüstet kulturell auf. Irgendwie will weder in Deutschland noch in Europa zusammenwachsen, was angeblich zusammeng gehört. Der europäische Einigungsprozess kommt über den gemeinsamen Binnenmarkt für Waren und Arbeitskräfte kaum hinaus und muss fortwährend Rückschläge einstecken. Die angestrebte europaweite rechtliche und politische Vereinheitlichung scheiterte zuletzt mit der Ablehnung des Vertrages von Lissabon durch eine Abstimmung im kleinen Mitgliedsstaat Irland. Und europäische Außenpolitik hat sich erst kürzlich mit nicht zu vereinbarenden Stellungnahmen führender europäischer Politiker zum Krieg zwischen Russland und Georgien blamiert.

Der offenkundige Unwille zur Einheit wird von Befürwortern einer politischen Einigung gern in eine Mangelerscheinung des Bewusstseins umgedeutet, die nur durch verschärfte Zufuhr möglichst hoch dosierter Portionen von Identität behoben

werden könne. Worin die europäische Identität ihrem Wesen nach nur bestehen kann, haben Kulturschaffende, -forscher und -politiker schon seit geraumer Zeit ausgemacht und versuchen nun krampfhaft den Europäern ihre gemeinsame Kultur nahe zu bringen.

Doch leicht fällt solche Sinnstiftung nicht, da die ersehnte Identität, von der fester Halt und klare Orientierung erwartet wird, in einem so diffusen Wort wie Kultur keine klare Gestalt annehmen kann, weil inzwischen schlechterdings alles irgendwie als Kultur bezeichnet wird. Allein der inflationäre Gebrauch des Wortes in ständig neuen, teilweise aberwitzigen Kombinationen spricht Bände. Eckhard Henscheid sammelte mit viel Geduld solche Komposita und berichtete schon im Jahr 2001 von 756 neuen Kulturen im deutschen Sprachgebrauch – Tendenz rapide steigend. Gerade die Beliebigkeit des inhaltlich gar nicht mehr fassbaren Wortes Kultur wird aber offenbar als Chance dazu begriffen, originär europäische Verteidigungswälle auszuheben. Das haben Kulturpolitiker von Rang und politischem Einfluss entdeckt und sich die Stichworte von Kongress zu Kongress zugeworfen, schon lange bevor das Freiburger Theater die europäische Seinsfrage mit einer Anleihe bei Adolf Hitler beantwortete.

Kultureller Widerstand

1982 hielt Jack Lang, Sozialist und damaliger Kulturminister Frankreichs, eine vielbeachtete Rede auf der zweiten UNESCO-Konferenz in Mexiko-Stadt, die kurz darauf von der SPD-Zeitschrift *Neue Gesellschaft* in deutscher Übersetzung dokumentiert wurde. Lang hatte die schlichte These »Kultur und Wirtschaft – derselbe Kampf« aufgestellt und zum »kulturellen Widerstand« gegen ein »multinationales, finanzielles Beherrschungssystem, gegen das man sich derzeit zusammenschließen muß« aufgerufen. Mit der Frage: »Ist es unser Los, zu Vasallen des unermesslichen Imperiums des Profits zu werden?«, suggerierte er seinen Zuhörern eine gemeinsame Opferrolle, um ihnen dann den rettenden Ausweg zu weisen:

Kurzum, ich glaube, dass es einem jeden unserer Länder vorbehalten ist, sich mit den anderen zusammenzuschließen, um der Internationale der Finanzgruppen die Internationale der Kulturvölker entgegenzusetzen.

Lang währte die Bewohner der Welt in Gefahr, durch einen »Eingriff ins Bewusstsein« Opfer einer »Invasion, einer gewissen Überflutung durch im Ausland hergestellte Bilder und durch standardisierte Musikstücke« zu werden. Das war zu der Zeit,

¹ Wiedemann und Herbert, *Kultur Macht Reich: Initiative der Freiburger Kulturinstitutionen und ihrer Unterstützer*.

² Hitler, Lunin und Müller-Buchow, *Adolf Hitler - Mein Kampf: Eine Lesung*.

als die Serie *Dallas* auch im französischen Fernsehen die höchsten Einschaltquoten bekam und amerikanische Popmusik im französischen Radio noch die Regel war. Langs paranoide Ausführungen enthielten keine offenen Angriffe auf vermeintlich Schuldige. Aber er wollte auch keinen altbackenen Kulturpessimismus verbreiten und Theater statt Fernsehen, Symphoniekonzerte statt Pop empfehlen. Bevor er schwammig vor Eingriffen ins Bewusstsein warnte, hatte er Eingriffe ins »Lebensrecht« von »Völkern« verurteilt. Er hatte eingangs solidarische Grußadressen ausgesandt: zum Beispiel an Ernesto Cardinal, prominenter Befreiungstheologe und in den 1980ern Kulturminister der sandinistischen Regierung Nicaraguas. Ein Land, das seinerzeit von den US-gestützten »Contras« mit einem schmutzigen Kleinkrieg überzogen wurde. Aber auch an die Palästinenser, die angeblich von Israel »besonders bedroht« würden, wie er hervorhob. Die Feindbestimmung des sozialistischen Kulturministers wurde im Kontext also eindeutig.

Die geistigen Grundlagen seines kulturellen Widerstandes führte Lang in einer einleitenden Passage seiner um philosophische Tiefe bemühten Rede so aus:

Vielleicht sollte man sich sogar vor einem gewissen mondialistischen Diskurs über die Kultur hüten [...] Es ist dies eine Frage, die ich mir und ihnen stelle, ich habe darüber gestern noch mit einem der Philosophen, die uns begleiten, gesprochen, mit Professor Jaques Derrida. Die Kultur ist universal, ja, aber wir achten darauf, dass nicht alles auf die gleiche Ebene gestellt wird: die Welt ist so reich an zutage getretener Kultur, und der Mensch hat endlich ihre Unendlichkeit erfahren. Wir wissen heute, dass die Kultur der Welt nicht überall ein und dasselbe ist, dass es sich dabei ebenso sehr um die Baule-Traditionen handelt wie um die Backsteine Babylons, ebenso sehr um die konfuzianische Ordnung, selbst wenn sie abgeschafft wurde, wie um die geheimen Widerstandskräfte der Völker gegen die Kolonialherrschaft, ebenso sehr um die Kultur der Aztekenreiche wie um die der Sklaven und Unterdrückten.

Lang brachte gegen den »mondialistischen Diskurs«, also den Universalismus, eine unendliche Mannigfaltigkeit der Kulturen in Anschlag, indem er einige ihrer angeblichen Emanationen aufzählte, als ob sie ihm gerade zufällig eingefallen wären. Mit den »Baule-Traditionen« (gemeint sind afrikanische Masken zur Ehrung der Vorfahren), den »Backsteinen Babylons« oder der »konfuzianischen Ordnung« waren jedoch absichtlich sowohl archaische als auch außereuropäische und frühzivilisatorische Beispiele für Kulturen ausgewählt worden. Weil sie sich auf historische Details bezogen, wirkten sie als Fakten konkret und ursprünglich, und waren doch so weit hergeholt und aus jedem Zusammenhang gerissen, dass die Konkretion ein Schwindel war, der darüber hinwegtäuschen sollte, dass eine Mannigfaltigkeit ohne weitere Bestimmungen ein Nichts ist. Erinnerung sei an die nicht nur von Adorno geäußerte Kritik der Pseudokonkretionen des Heideggerschen Seins.³ Und Lang wandelte offenkundig auf dem von der Postmoderne weiter ausgetretenen Pfad Heideggers, als er fortfuhr:

Und eigentlich möchte ich sagen, dass, wenn es überhaupt einen für die Welt gültigen Diskurs gibt, dies zunächst der Diskurs der Menschen ist, die bis zuletzt darum ringen, einander zu erkennen und in einem und demselben Tode schließlich ihre eigenen Brüderlichkeit erfinden.

³Vgl. Fußnote Adorno, *Negative Dialektik*, S.82f.

Hier hat sich Heideggers Sein zum Tode in einen reichlich blumig formulierten »Diskurs« zum Tode transformiert – eine Symbolik, die mit den großdeutschen Kraftmeiereien am Freiburger Theater ein Vierteljahrhundert später prächtig harmoniert. Ob Lang dabei konkrete Aktionen vor Augen hatte, lässt sich nur spekulieren.⁴

Der Antimperialismus verbündete sich bei dem Linken Lang mit der Postmoderne in der Feindschaft gegen jeglichen Universalismus, mithin im kulturellen Widerstand gegen den »mondialistischen Diskurs«. Einem Begriff von Kultur, der sich an seiner Humanität messen lassen muss, wurden die vielen Erscheinungen einer irgendwie ewigen und ursprünglichen Kultur entgegengesetzt, deren Urheber nicht individuelle Menschen, sondern Völker sein sollen. Völker wie das untergegangene von Babylon, das chinesische, das sich bis heute nicht vom konfuzianisch inspirierten Staatskollektivismus der Arbeit frei machen konnte und natürlich die afrikanischen Völker, die sich weiterhin Masken für den Totenkult basteln müssen, solange sie nach dem Willen ihrer häufig an französischen Universitäten ausgebildeten Führer im ewigwährenden Befreiungskampf gegen die Sklaverei verharren. Kulturelle Eigenarten »der Völker« dürfen nach dem Willen europäischer Kulturpolitiker nicht verglichen und bewertet werden, denn das würde einen gemeinsamen Standard der Beurteilung von erreichter Entwicklung und noch zu erreichendem Menschheitsfortschritt voraussetzen. Der »kulturelle Widerstand« – nicht nur bei Jack Lang – richtet sich gegen die USA, weil sie angeblich mit ihrer Kultur die Vielfalt der Kulturen zu zerstören drohen und damit auch gegen jeden universalen Begriff von Kultur überhaupt. Gerade das zwar völlig unzureichende aber dennoch fortschrittliche Moment, das der Zwang zur Subsumtion unter das Kapital für die Kultur mit sich bringen kann, lehnt er rigoros ab. Gegen den Anspruch auf einen kulturellen Fortschritt, den der Universalismus mit sich führt, wenn er traditionelle Gepflogenheiten in Frage stellt und aus dem Universum der Kultur verbannt, wird eine begriffslose Vielfalt der Kulturen gefeiert.

Lang begnügte sich nicht mit brachial antiimperialistischer Rhetorik. Er setzte sich in Frankreich mit Verve gegen gegen ausländische Medienprodukte zur Wehr, die französische Radioquote von 1994 geht maßgeblich auf seine Initiative zurück und wird in Deutschland bis heute als vorbildlich bei Diskussionen um eine staatliche Regulierung von Funk und Fernsehen ins Spiel gebracht. Dieser Quote zufolge müssen vierzig Prozent des Unterhaltungsprogramms französischer Provenienz sein. Drei Ausnahmen sind allerdings bemerkenswert und verweisen auf erste Erfolge europäischer Kulturpolitik in antimondialer Absicht: Von der Quotenregelung sind Sendestationen von und für Maghrebener und Lateinamerikaner sowie die Klassiksender ausgenommen.

⁴Da er das Wort Kolonialismus auch sonst nicht historisch spezifisch verwendet, sondern bloß als Synonym für Fremdherrschaft, legen die in einem Satz zuvor in seine mythisierende Reihung von angeblichen kulturellen Fakten aufgenommenen »geheimen Widerstandskräfte der Völker gegen die Kolonialherrschaft« zumindest den Verdacht nahe, dass ihm Selbstmordattentate auch als eine Art Kultur des Widerstands gegolten haben mögen.

Kultur – Macht – Europa

Wie aktuell Langs bahnbrechende Rede heute noch ist, belegt der 2007 veranstaltete »Vierte kulturpolitische Bundeskongress«⁵, dessen Motto »kultur.macht.europa« das Freiburger Theater inspiriert hatte. Die *Kulturpolitische Gesellschaft*, die *Bundeszentrale für politische Bildung* und die *Friedrich-Ebert-Stiftung* veranstalteten ihn, das Auswärtiges Amt und die EU fördern ihn finanziell. Die im Titel des konfliktreichsten Podiums »Kultur und Wirtschaft – derselbe Kampf? – Europäische Kulturvielfalt und Global Players« enthaltene rhetorische Frage war der oben zitierten Kampfansage Jack Langs nachgebildet. Die Diskutanten waren gebeten worden, sich in Bezug auf seine UNESCO-Rede vorzubereiten. Als erster Referent trat Wolfgang Thierse auf, der schon bei dem vom Kulturkomposita-Sammler Henscheid ins Leben gerufenen deutsch-nationalen Kultur-Grand-Prix mit seinem Beitrag »Entfeindungskultur« den ersten Platz errungen hatte.

Der ganz auf Entfeindung bedachte Thierse wagte nicht Lang, unumwunden recht zu geben und schwärzte die USA nur indirekt an, indem er angelsächsische Autoren zitierte, die mit Begriffen wie »Walmartisierung« und »McWorld« um sich schmissen. Doch auch Thierse ist davon überzeugt, dass »die Dominanz weltweiter Monokultur [...] allenthalben das Bewusstsein zu unterwandern droht«. Bei ihm ist allerdings anders als bei Lang, der noch die ubiquitäre Gefahr eines »multinationalen, finanziellen Beherrschungssystems« zu erkennen glaubte und die USA und Israel als Verantwortliche andeutete, die Bedrohung der Kultur in das viel unschärfere Schlagwort von der Globalisierung eingeflossen. Für Wolfgang Thierse ist die Globalisierung dafür verantwortlich, dass »das, was einst ›rheinischer Kapitalismus‹ und ›Sozialpartnerschaft‹ oder ›antagonistische Kooperation‹ genannt wurde, nationalstaatlich nach und nach aus den Angeln gehoben« wurde – der Zuhörer ahnt dann schon, wer dahinter steht. Aber wie alle, die die Globalisierung an die Wand malen, sieht er auch eine ganz bestimmte Rettung nahen:

wir haben die einzigartige Chance, in Europa, dem größten Binnenmarkt der Welt, dieses Primat der Politik zu rekonstruieren.

Das Kapitalverhältnis nicht anzutasten, sondern für alle Krisen den freien Markt haftbar zu machen und zu dessen Regulierung einen immer stärkeren Staat zu fordern – das ist das übliche Geschäft der parlamentarischen wie der außerparlamentarischen Sozialdemokratie. Daran anknüpfend wollte Thierse allen Ernstes noch die »Ökonomisierung von Kunst und Kultur aufhalten«. Während der anschließenden Podiumsdiskussion zog er sich aber darauf zurück, im Grunde nur für Chancengleichheit auf dem kulturellen Markt einzutreten. Sein Kontrahent, der niederländische Liberale Frits Bolkestein, hatte ihm Protektionismus vorgeworfen und dafür plädiert, sich wie bisher an der Nachfrage der Konsumenten auf einem freien Markt zu orientieren. Dagegen wandte Thierse ein,

dass der Wettbewerb keiner der Fairness ist. Es ist ein Wettbewerb von Ungleichen. Er wird bestimmt von der ökonomisch außerordentlich potenten amerikanischen Kulturindustrie, die weltweit agiert, die weltweit ästhetische und kulturelle Maßstäbe prägt, die ihr Publikum produziert.

Als ob nicht jede Kulturindustrie ihre Konsumenten auf Massenprodukte eicht, wie Horkheimer und Adorno kritisierten, als sie den Begriff prägten. Als ob nur die amerikanische Kulturindustrie Konsumenten produziere, während ihr europäisches Pendant, die »Kreativwirtschaft«⁶, angeborene Bedürfnisse nach der *Lindenstrasse* und *Wege zum Glück* bediene.

Das Besondere der »Kreativwirtschaft« liegt darin, dass Kulturschaffende nicht allein für den Markt produzieren, sondern Propaganda für den Staat lancieren, indem sie ihren Schund zusätzlich politisch aufladen. Das geben sie dann gerne auch als Gesellschaftskritik aus. Und genau das, worüber sich die Kongressteilnehmer in vielen Diskussionen den Kopf zerbrochen haben – wie sie eine spezifisch europäische Kulturpolitik eine ihren Vorstellungen hörige »Kreativwirtschaft« einen Wettbewerbsvorteile verschaffen könnte – wurde der US-amerikanischen Kulturindustrie als ach so unfaire Überlegenheit vorgehalten.

Thierse ging, wie auch Lang, von einer besonderen kulturellen Substanz aus, die in ihrer Mannigfaltigkeit vor der globalen Konkurrenz geschützt werden müsse. Und konnte dazu stolz auf das *Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen* der UNESCO von 2005 verweisen. In dessen Präambel werde der »Doppelcharakter von Kultur unterstrichen«, so Thierse. Nein, Kultur zerfällt nicht in einen Tausch- und in einen Gebrauchswert, wie Marx den Doppelcharakter einer jeden Ware erkannte. Schon lang liegt die letzte Kapital-Schulung aus Thiereses DDR-Jahren zurück und er verfehlte den kritischen Begriff völlig, wie sein zustimmendes Zitat aus der Präambel der Konvention zeigt:

Kulturelle Aktivitäten, Güter und Dienstleistungen [haben] sowohl eine wirtschaftliche als auch kulturelle Natur [...], da sie Träger von Identitäten, Werten und Sinn sind, und daher nicht so behandelt werden dürfen, als hätten sie nur einen kommerziellen Wert.

Gerade eben wollte er noch die »Ökonomisierung der Kultur« aufhalten – hier verpasst er kulturellen Leistungen eine »wirtschaftliche Natur«. Und auch sein anderes Moment ist eine plumpe Substantialisierung, die *contradictio in adjecto* einer »kulturellen Natur«. Kultur, Inbegriff menschlicher Vermittlungsleistungen, soll aus einer ursprünglichen kulturellen Natur entspringen und nicht Resultat eines reflektierten Verhältnisses zur Natur werden. Der Staat, den sich linker Etatismus gerne als mutigen Dompteur einer wilden wirtschaftlichen Natur vorstellt, soll einen beschaulichen Nebenjob in der Kreativwirtschaft bekommen und die kulturelle Natur hübsch hegen und pflegen.

Der schon erwähnte zweite Redner des Podiums, der ehemalige EU-Kommissar Bolkestein, vertrat ganz im Sinne der im Titel angelegten Konfrontation die liberale Gegenposition. Wie bei Liberalen üblich, kann er Probleme des Kapitals nur als Folge von zuviel Regulierung interpretieren und sprach sich daher konsequent gegen staatliche Gängelung des Kulturmarktes aus. Damit denkt er zwar fortschrittlicher als Thierse, aber die weltweit mit der Kulturindustrie einhergehende Verarmung von Kultur unterschlägt er geflissentlich. Die zentrale Frage des Kongresses interessierte ihn aus guten Gründen überhaupt nicht: »So etwas wie ein eindeutiger europäischer Wertekanon existiert nicht«, resümierte er eine empirische Studie zum Thema. Daher ergebe es auch keinen Sinn, von einer europäischen Identität zu sprechen, der die Globalisierung schaden könne. Stattdessen machte sich Bolkestein für kulturelle Vielfalt stark:

⁶Diese Vokabel wurde auf dem Kongress häufig verwendet.

⁵Sievers, *Kultur.Macht.Europa, Europa.Macht.Kultur: Begründungen und Perspektiven europäischer Kulturpolitik: Dokumentation des Vierten Kulturpolitischen Bundeskongresses am 7./8. Juni 2007 in Berlin.*

Wie ich mitbekommen habe, wird derzeit in Kreuzberg heiß über die dortige Eröffnung eines McDonalds-Restaurants diskutiert. Gegen das Vorhaben hat sich auf breiter Basis Widerstand formiert. Doch warum sollen Leute, die gerne Hamburger essen, dies in Kreuzberg nicht dürfen?

Den Aussage Jack Langs erteilte er ebenfalls eine deutlich Abfuhr und verwahrte sich gegen ihren antiamerikanischen und antizionistischen Charakter. Bolkestein möchte die Einheit Europas über eine ausgedehnte Liberalisierung seiner Märkte auch im Bereich der Kultur fördern. Zu dem politischen Projekt, an dem der Kongress herumdokterte, fiel ihm nichts ein. Und auch zum nicht vorhandenen Souverän äußerte er sich nicht, obwohl die von ihm favorisierte Öffnung der Märkte zwangsläufig in Konflikt mit nationalstaatlichen Interessen kommen muß.

Die Kultur-Idee in Auschwitz

Der an der Organisation des Kongresses maßgeblich beteiligte SPD-Kulturpolitiker Olaf Schwencke hat 2006 eine kommentierte Sammlung von Dokumenten zur europäischen Kulturpolitik unter dem Titel *Europa der Kulturen*⁷ veröffentlicht. Seine Einleitung beginnt schwungvoll:

Die auf dem Stier reitende, von Gott Zeus geliebte schöne Königstochter Europa am Strande von Sideon, jeder kennt dieses Symbol Europas. [...] Im Westen, wo die Sonne untergeht, entstand der Erdteil Europa und wurde zum Gleichnis für Kultur und Wertorientierung. Vom Wert europäischer, sich in bunter Vielfalt darstellender Kultur sprechen die Menschen seit vielen Jahrhunderten.

Um seinen hohlen Kitsch noch etwas Tiefsinn zu verleihen, versteigt er sich weiter: »Diese Kultur-Idee hat die Menschen niemals verlassen, trotz und vor allem in Zeiten von Kriegen, Nöten und Gefahren« und läßt seinen abgeschmackten Gedankenschwall theatralisch münden: »selbst nicht in der Hölle von Auschwitz.« Sprach er jetzt vom auf Geheiß der SS gegründeten Mädchenorchester, oder vom Wert, den ein Hosenkнопf in der einzigen Währung des Vernichtungslagers, dem Brot, hatte? Die Wertorientierung der Insassen von Auschwitz war das Überleben – von einem Tag zum nächsten, in der Gewissheit, dass einen die Ermordung durch Gas oder Phenolspritze eher in Wochen als in Monaten ereilen würde. Schwencke weiß zwar: »Man konnte Goethe und Schiller verehren und war gleichzeitig in der Lage, entsetzlichste Verbrechen zu begehen.« Doch die fürchterliche Konsequenz die Adorno aussprach – »Alle Kultur nach Auschwitz, samt der dringlichen Kritik daran, ist Müll« – kann besonders die deutsche Kulturpolitik nicht ertragen. Daher verwandelt sich ihr besinnungsloses Weitermachen »trotz« Auschwitz in eine Pflicht zum Weitermachen wegen Auschwitz. Mit der Weigerung auf das totale Scheitern von Kultur zu reflektieren, wird aber auch jede Hoffnung begraben, dass sie doch noch einmal gelingen könnte. Nur wer daran festhält, dass Kultur im Singular einmal nach einer Vervollkommnung des »Menschengeschlechts« strebte und daran weiter festhalten müsste, kann das absolute Grauen in Auschwitz überhaupt erahnen, das der Hoffnung auf einen menschlichen Fortschritt jeden Boden entzogen hat. Wer sich dafür entscheidet, alle menschliche Praxis – und sei sie noch so inhuman – in die Mannigfaltigkeit

⁷Schwencke, *Das Europa der Kulturen - Kulturpolitik in Europa: Dokumente, Analysen und Perspektiven - von den Anfängen bis zur Gegenwart*.

der Plural-Kulturen einzureihen, verleugnet beides und spricht versöhnend vom Unversöhnlichen, dem Tod.

Schwencke, der die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wesentlich als Folge einer verfehlten Kulturpolitik begreift – was auch sonst? –, kann dem NS positive Seiten abgewinnen:

Erst mit dem beginnenden Staatsterror der Nazis kam so etwas wie das Erwachen: Endlich erkannte man nicht nur seine politischen Fehler, sondern plante für den Neubeginn – nach dem Ende des Faschismus. So makaber es klingt: Erst die Schandtaten der Nazis haben deutsche Demokraten motiviert, Humanismus und Aufklärung als Projekte für die Zukunft kulturpolitisch zu thematisieren.

Ganz kurz müssen Schwencke kleine Zweifel durch die sozialdemokratischen Synapsen gehuscht sein, als ihm selbst auffiel wie »makaber« seine teleologische Deutung des Nationalsozialismus sich ausnimmt. Lässt sich der Holocaust als schockhafte Lernerfahrung einer auf Abwege geratenen Kulturnation rationalisieren, so wie die sprichwörtliche heiße Herdplatte kleine Kinder durch einen kurzen leichten Schmerz vor Schlimmerem bewahrt? War wirklich ein Weltkrieg als Initialzündung für eine demokratische deutsche Kulturpolitik nötig? Und wie hat die deutsche Kulturpolitik ihn am Ende bloß gewonnen?

Sprache und Barbarei

Auf dem vierten Bundeskongress war als Vertreter der schreibenden Zunft der Schweizer Adolf Muschg geladen, der von 2003 bis 2005 Präsident der Akademie der Künste in Berlin war und als deutscher Sonntagsredner noch heute seinen Beitrag zur Kultur leistet. Und auch Muschg kam zwanghaft auf das Verhältnis von Tod und Kultur zu sprechen:

Dass jüdische Schriftsteller diese Sprachbehutsamkeit und Sprachsorgfalt walten lassen, wie überhaupt die spät in die deutsche Sprache eingemeindeten Juden im 20. Jahrhundert am meisten dafür getan haben, dass diese Sprache eine Sprache des Bewussten und Bedachten ist, ihr Umgang mit Doppelsinn, Zweideutigkeit, ist eine Errungenschaft deutscher und europäischer Kulturgeschichte, die in unsere(!) Arbeit einfließen muss. Denn diese Sorgfalt sind wir unserer(!) Sprache schuldig, sie gehört zu unserem(!) kulturellen Gesicht.

Und in aller Sorgfalt macht er so weiter: »Hitler hat leider dafür gesorgt, daß ein großer Teil diese wirklichen großen europäischen Projekts *kaputtgemacht* [Hervorhebung J.H.] wurde.« Die europäischen Juden wurden *vernichtet* und mit ihnen erstarrte weitgehend auch ihr kultureller Einfluss. »Puttemacht« aber sagt ein spielendes Kind, das gerade eine Sandburg zertreten hat. Die Probleme die Muschg mit einer Sprache hat, die offensichtlich nicht die seine werden will, drängen sich dann besonders auf, wenn er einen Juden vereinnahmt, der nicht kaputtgemacht wurde, weil er noch rechtzeitig starb:

Am Wie, wie wir für Kultur plädieren, entscheidet sich, was Kultur ist und ob wir Kultur transportieren oder Barbarei. An dieses Wie zu erinnern war Karl Kraus' Vorsatz.

Wie bei Muschg das Wie zum Ob kommt, hat er schon in seiner 1997 verfassten Replik auf eine Bemerkung des damaligen Schweizer Bundespräsidenten Delamuraz deutlich gemacht. Delamuraz hatte sich gegen Forderungen nach Rückgabe jüdischer

Vermögenswerte durch Schweizer Banken verwahrt, als er bemerkte, dass Auschwitz nicht in der Schweiz liege. Muschgs Plädoyer für die Anerkennung einer schweizerischen Mitverantwortung bei der Vernichtung der europäischen Juden zielte jedoch nicht nur auf ein Einlenken im Rechtsstreit mit jüdischen Klägern ab. Ihm ging es vielmehr um eine Hinwendung der Schweiz zu Kern-Europa, das

eine Gründung des Bewusstseins, ein Zusammenschluss gegen die Teilnahmsferne, eine gegenseitige Versicherung der Europäer gegen ihre historische Feindschaft mit sich selbst [war]. Lärmende Kriege sind der Export dieser Feindschaft; Antisemitismus, Genozid aber ist ihr Exzess nach innen, am eigenen Leib der Völker.

Und so endet das erfolversprechende Empfehlungsschreiben eines ehemaligen Präsidenten der Berliner Akademie der Künste für künftige Aufgaben:

Der Satz, Auschwitz liege schließlich nicht in der Schweiz, bedeutet auch: die Schweiz gehört nicht zu Europa, sie nimmt nicht teil an der Zivilisation, die bei uns selbst beginnt.

Dagegen hatte der Schweizer Bundespräsident bei allem Resentiment nämlich recht: Auschwitz lag tatsächlich nicht in der Schweiz und auch nicht in Polen, sondern auf von Deutschen okkupiertem Gelände. Nach Muschg soll Auschwitz aber in der Schweiz und in jedem beliebigen anderen europäischen Land liegen, weil Auschwitz nicht nur nach dem Willen deutscher, sondern zunehmend auch nach dem anderer europäischer Kulturpolitiker als eine Klammer der europäischen Integration, ja Identität verstanden werden soll. Das Bekenntnis zum Tod im Diskurs von Jack Lang bekommt so die etwas andere Bedeutung der gemeinsam zu verantwortenden Vernichtung.

Nachdem sich als Reaktion auf den letzten Irak-Krieg 2003 in einigen Ländern Europas große Demonstrationen gegen die »Koalition der Willigen« ausgesprochen hatten, fühlten acht europäische Intellektuelle ihre Stunde gekommen: Angeführt von Habermas und Derrida veröffentlichten sie am 31. Mai 2003 in verschiedenen europäischen Zeitungen Plädoyers für eine gemeinsame europäische Außenpolitik gegen die USA und ihre Verbündeten. Als einer von ihnen machte sich auch Adolf Muschg in der *Neuen Zürcher Zeitung* Gedanken zu »Kerneuropa« und zur europäischen Identität. Noch im letzten Abschnitt formulierte er ergebnisoffen, »Europa ist das, was Europa wird«, um dann unerschütterlich zu affirmieren, was das postnazistische Europa tatsächlich ist:

Um es melodramatisch zu sagen: Europa ist eine Schicksalsgemeinschaft. Die antike Stoa kannte das Konzept des Amor Fati, der »Liebe zum Schicksal«

Stoa hin oder her, die Schicksalsgemeinschaft war wie die Blut- und Volksgemeinschaft ein zentrales Schlagwort der Nationalsozialisten, das muss ein im Jahr 1934 geborener schweizerischer Schriftsteller einfach wissen, der vielleicht nicht ganz zufällig den Vornamen Adolf bekam.

Es ist Muschgs Schicksal, vom Tod für die europäische Gemeinschaft nicht mehr lassen zu können. In seiner Rede auf dem Kongress bekannte er, die europäische Union sei »ein politisches Projekt, ein kostbares, für mich bis jetzt das wichtigste der Menschheitsgeschichte.« Dann schob er wieder die Antike vor, um zu illustrieren, dass sein Projekt einem gar nicht so antiken Konzept des Politischen nachgebildet war:

In bestimmten Lagen verlangt die Polis etwas, was der Markt nicht kennt: das Opfer. Das weiß die Religion; die große Kunst weiß es auch. Thukydides hat seinen Perikles in der großen Totenrede auf die gefallenen Athener sinngemäß sagen lassen: diese Menschen sind für ein Gemeinwesen gefallen, in dem den Bürgern die freie Entfaltung ihrer Kräfte möglich ist. [...] Das heißt nicht nur würdig oder bequem zu leben, der großen Dichtung, der bedeutenden Kunst würdig leben, und dazu gehört der gute Tod.

Hätte er das anlässlich einer Wehrübung vor Schweizer Milizionären gesagt, wäre es immer noch geschwollen gewesen, aber doch an die Bürger eines Landes gerichtet, in dem Auschwitz nicht liegt und die etwas von der freien Entfaltung ihrer Kräfte verstehen. Er sprach aber in Deutschland für ein Publikum, das zwischen antikem Sparta und Athen genausowenig unterscheidet wie zwischen Auschwitz und Abu Ghraib. Dafür aber recht gut weiß, aus welchen eigentlichen Quellen das pathetische Geschwurbel von Opfer und gutem Tod stammt: Nicht von den Stoikern oder Thukydides, sondern aus Heideggers Existenzialontologie und der politischen Theologie des Kronjuristen der Nazis, Carl Schmitt. Die griechische Antike verwendet Muschg wohl hauptsächlich deshalb als Fläche für seine NS-kompatiblen Rückprojektionen, weil ihm der attische Staatenbund unter Führung Athens nicht als das republikanische Vorbild für spätere westliche Unionen gilt – und hier wäre neben der Eidgenossenschaft eben die Vereinigten Staaten von Amerika zu nennen gewesen. Er macht lieber in Realgeschichte und betont die in der Tat schicksalhaften, weil damals unauflösbaren Interessenunterschiede in den einzelnen Sklavenhalter-Republiken und gegenüber dem damals zeitgenössischen Übel, der spartanischen Kriegerdespotie. Über die Frage, wann denn der gute Tod für welche gute Sache gestorben werden soll, schweigt sich Muschg aus, denn darauf kommt es ihm letztlich gar nicht an. Die Bereitschaft zum Opfer und zum Tod, also die Bereitschaft zum Nichts, bildet das Fundament seines politischen Projektes Europa.

Nicht zufällig wird eine solche Vision anlässlich einer Konferenz geäußert, auf der das beständig wiederholte Mantra »Einheit in der Vielfalt« als Lösung des Identitätsproblems nicht nur Europas und seiner Kulturen rezitiert wird. Die gegenseitige Anerkennung der Vielfalt soll schon ihre Einheit stiften. Doch das ist in sich absurd, eine Einheit der Vielfalt setzt ein einheitliches Moment in der geeinigten oder zu einigenden Vielfalt voraus. Der amerikanische Kongress erkannte diese Notwendigkeit souverän an, als er 1782 zu einem der Motti auf dem Siegel der Vereinigten Staaten »E pluribus unum« bestimmte – aus Vielem das Eine. Es findet sich bis heute auf offiziellen Dokumenten der USA, seinen Pässen und Münzen, als Zeichen seines Souveräns. Eine Einheit die schon in der Vielheit selbst liegen soll, kann nicht für sich existieren und soll dennoch in einem wahnhaften Umkehrschluss gerade im unbedingten Bekenntnis zu ihr geschmiedet werden.

Als wendiger Denker hat Muschg auch noch eine postmoderne Variante seiner europäischen Identität parat. Gegenüber dem Schweizer *Tages-Anzeiger* ließ er sich kürzlich zur Schweizerischen Identität und ihrem Verhältnis zu den europäischen Nachbarn wie folgt aus:

Eine Identität haben heißt, gleichzeitig verwurzelt sein und offen sein. [...] Echte Identität besteht weniger aus einzelnen Pfeilern und schon gar nicht aus Mauern, sondern aus den vielen Knollen und Achsen eines Wurzelgeflechts – sie funktioniert wie ein Rhizom.

Zum Einen auf antik getrimmte deutsche Ideologie und auf der anderen die französische Postmoderne: Zugleich fest verwurzelt und sich rhizomatisch ausbreitend – die Knolle ersetzt die Scholle.

Kalkulierte Kakophonie

Schön wäre, wenn die hier umrissene Kultur-Idee hauptsächlich auf dem Nebenschauplatz kulturpolitischer Debatten diskutiert und eher zufällig von den außer Rand und Band geratenen Leitern eines Provinztheaters aufgegriffen worden wäre. Sie ist jedoch ebenso originäres Produkt von Künstlern und Kulturschaffenden, die ihre Freiheiten nutzen, um neue Formen der Propaganda zu entwickeln. Die 2007 abgehaltene Kasseler *Documenta 12* präsentierte möglichst archaische und volksnahe Kunst en masse. Martin Büsser kritisierte die Ausstellung und ihre Macher in der Zeitschrift *Konkret* scharf:

Buergel und Noack haben eine zutiefst reaktionäre Documenta inszeniert, ein antimodernistisches Sammelsurium von Arbeiten, die klar umrissene Identitäten in Traditions- und Volksgemeinschaften proklamieren. Ausgemachte Gegner dieser Vielfalt, Selbstbehauptung und kulturellen Pflege sind Israel und die USA, jene Länder also, die auf je eigene Weise einmal den Aufbruch in eine moderne Zukunft verkörpert haben und bis heute trotz aller Widrigkeiten noch immer an einem modernen Freiheitsbegriff festhalten.

Wie rücksichtslos, aber zielsicher, Ressentiments transportiert werden, sei hier an einem Begleittext veranschaulicht, der im Katalog zur Documenta erschien und ein Projekt des Künstlers Artur Zmijewski deutet. Zmijewski ließ den Chor einer Schwerhörigen- und Gehörlosen-Schule, ein Barockensemble und eine Mezzosopranistin gemeinsam eine Bach-Kantate auf-führen. Das Resultat kommentierte Ruth Noack so:

In *Glucky Bach* [Der taube Bach, J.H.] setzt der Künstler zwei Prinzipien der humanistischen Gesellschaft zueinander in Beziehung: die Achtung vor dem einzelnen Menschen und die Wertschätzung für Hochkultur. Sie sind in diesem speziellen Falle inkompatibel. Will ich die Schönheit und Wahrheit der Musik des Gehörlosenchores erkennen, muss ich Bach preisgeben, oder umgekehrt. Die Pein, die mit dieser Erkenntnis einhergeht, kann eine Ahnung davon vermitteln, was es heißt dem Zustand des bloßen Lebens ausgesetzt zu sein. Gleichzeitig werden wir in die Verantwortung genommen.

Die Achtung vor dem Einzelnen und Hochkultur schließen sich überhaupt nicht aus, sie gehören zusammen. Der konstruierte Widerspruch greift beide an: die Gehörlosen, die ausgerechnet Sänger werden mussten, und das Werk Bachs. Den Gehandicapten lässt sich schwerlich ein Vorwurf daraus machen, dass sie keinen Ton trafen, da sie ihre Leistung kaum einschätzen konnten. Sie wären auf ehrliche Rückmeldung angewiesen gewesen, die unterblieben ist, weil ihr Chorleiter sie ganz im Sinne des Ableism zu Vertretern einer unterdrückten Kultur erklärt hat. Hätte man die Gehörlosen wirklich ernst genommen, so hätte man ihnen gesagt, dass ihre Darbietung sich nicht zur öffentlichen Aufführung eignet und sie davor gewarnt, bei einer solchen Obszönität mitzuwirken. Dem »bloßen Leben« haben sie aber niemanden ausgesetzt, das ist nur verschwiemelter Kulturjargon, der schon auf die nächste Gemeinheit sinnt. Die Aufführung des Gehörlosenchores wurde missbraucht, seine Mitglieder wurden

als veritable Freaks präsentiert, um die Ablehnung von Hochkultur mit der vorgeblich humanen Parteinahme fürs Individuum zu rechtfertigen. Eine kalkulierte Kakophonie zu inszenieren und das dann auch noch als Menschenfreundlichkeit auszugeben, zeugt von einer besonders perfiden Hinwendung zu den Einzelnen. Ihre Würde wurde fürs größere Ganze geopfert – den Kampf gegen universale Kultur und ihres Anspruchs auf Wahrheit. Deswegen wurde das notwendige Scheitern der Gehandicapten beim Singen einer Kantate zum bewundernswerten tragischen Schicksal stilisiert.

Ruth Noacks Interpretation der Aufführung endet scheinbar unvermittelt mit dem Satz: »Das bloße Leben ist nicht nur in Abu Ghraib«. Die Wut auf die universale Kultur und die auf die USA verbünden sich, die Ablehnung dieser wird mit der Anklage jener verquickt. Das Europa der Kulturen wird den USA nie verzeihen, dass sie ihm die erneute Regression ins Barbarische verwehren und lässt vorerst das Kunstwerk büßen, wofür es sich an den Amerikanern rächen will. Die prophetische Drohung »Europa wird kulturell sein oder er wird nicht sein« entspringt diesem Vergeltungswunsch.

Literatur

- Adorno, Theodor W. *Negative Dialektik*. 9. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997 (siehe S. 2).
- Hitler, Adolf, Hanno Lunin und Peter Müller-Buchow. *Adolf Hitler - Mein Kampf: Eine Lesung*. [Wien]: Preiserrecords, 1989 (siehe S. 1).
- Schwencke, Olaf. *Das Europa der Kulturen - Kulturpolitik in Europa: Dokumente, Analysen und Perspektiven - von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 2. Aufl. Essen: Klartext-Verl., 2006 (siehe S. 4).
- Sievers, Norbert. *Kultur.Macht.Europa, Europa.Macht.Kultur: Begründungen und Perspektiven europäischer Kulturpolitik : Dokumentation des Vierten Kulturpolitischen Bundeskongresses am 7./8. Juni 2007 in Berlin*. Essen: Klartext-Verlag, 2008 (siehe S. 3).
- Wiedemann, Martin und Wolfgang Herbert. *Kultur Macht Reich: Initiative der Freiburger Kulturinstitutionen und ihrer Unterstützer*. Freiburg, 2007. URL: <http://kulturmachtreich.de/> (siehe S. 1).